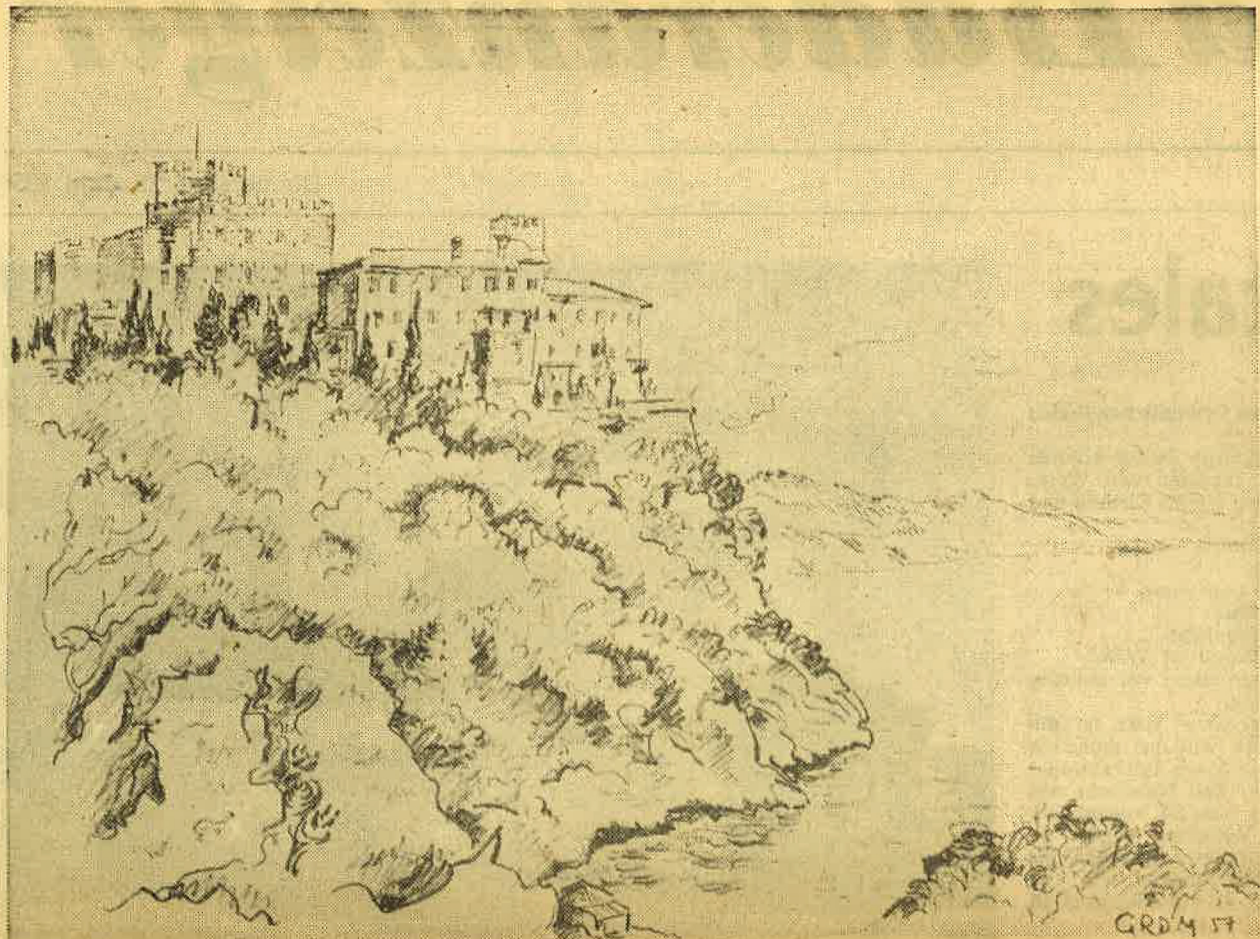




Schloß Duino am Adriatischen Meer. Hier begann Rainer Maria Rilke mit der ersten Niederschrift seiner „Elegien“, die nach dem Entstehungsort den Namen führen. Über Duino heißt es einmal bei dem Dichter: „Dieses Immens ans Meer hingestürmte Schloß, das wie ein Vorgebirg menschlichen Daseins in den offensten Meererraum hinausragt ... Der nächste Ufervorsprung: an ihm liegt, verstürzt und hohl, der noch ältere Burgbau, der diesem schon unvordenklichen Schloß noch voranging, und an dessen Vorsprüngen, der Überlieferung nach, Dante verweilt haben soll.“

Lektüre zur falschen Stunde?

An einem Morgen im Park von Duino / Von Hans Schaarwächter

Rilkes Duineser Elegien hatten dem Schloß Duino, wo sie von ihm „empfangen“ wurden, in meiner Vorstellung ein dunkles Gesicht gegeben, obwohl die „stürmische“ Vollendung der Dichtung nicht dort, sondern in Raron im Rhonetal vor sich ging. Andererseits betrachtete Rilke selbst die Elegien als Frucht seines Duineser Aufenthalts, den ihm die Fürstin Thurn und Taxis gewährt hatte. Eben deshalb widmete er das vollendete Werk auch nicht der Gönnerin, sondern bezeichnete es als „aus dem Besitz der Fürstin“ stammend.

Der Zufall wollte es, daß eine Gruppe von Reise-redakteuren aus Deutschland, der ich angehörte, dem Schloß einen Besuch abstattete. Den jüngeren Teilnehmern war Rilke kein Begriff. Für sie stellte das Schloß Duino nur das Gegenstück zum Schloß Miramare dar, das, auf einem benachbarten Felsvorsprung des Golfs von Triest gelegen, vorher besucht worden war.

Duino ist das ältere, das authentische Schloß, als Meeresfestung in seinen Fundamenten bereits aus römischer Zeit und in keiner Weise darauf aus, wie etwa das Miramare, jene krankhaften Gefühle zu wecken, wie es die Schlösser des bayerischen Ludwig tun. Duino erscheint daneben „gesund“ und gewachsen, und heute — nach Zerstörung und Wiederaufbau — wieder so, als habe seine Tradition nie aufgehört.

Man tritt durch ein Torgebäude ins Schloßgelände und schreitet bergan. Links ist der Wirtschaftshof, rechts der Privateingang des Fürsten della Torre e Tassi (zu Mussolinis Zeiten wurde der Name geändert) zur Kirche. Weiter ansteigend tritt man „unter“ das Schloß und in den Schloßhof, in dessen hohen Wänden die Tauben nisten.

Der Fürst, sekundiert von Freund und Sekretär, empfängt und führt durch die Etagen, in denen — wiederum anders als im Miramare — Gemälde von Rang in großer Zahl hängen. Während er die Gruppe weiterführt, bleibe ich in der Bibliothek. Der Blick geht aufs Meer, doch interessiert mich mehr der Raum und seine Ausstattung. Bücher rundum, Schaustücke, ein schweres samtenes Sofa in Blau mit flankierenden Sesseln. Ich setze mich auf einen schlanken Stuhl. Kaum habe ich mich ein wenig an den Raum gewöhnt, als aus dem Nebenzimmer eine Frage aus weiblichem Mund herüberschallt, worauf denn nun der Poet gesessen habe, und schon kehrt der fürstliche Cicerone an der Spitze seiner Hörergruppe zurück und sagt: „Dort, auf dem Stuhl, auf dem der Herr gerade sitzt.“ Ich erhebe mich schleunigst, retirierte und sehe nur noch, wie die Damen den Sitz nacheinander ausprobieren. Als der „Zug“ der Betrachter vorüber ist und die Stimme des Fürsten aus entfernteren Räumen herüberschallt, kehre ich noch einmal um. Nun interessiert mich der Stuhl. Er stammt aus dem vorigen Jahrhundert und hat in der Rücklehne eine Harfe, durch deren Saiten Schwäne ihren Hals ziehen.

Park-Lektüre

Als der Schloßbesuch mit einem Drink, von Kammerdienern serviert, zu Ende geht, bitte ich, am nächsten Tage noch einmal zurückkommen zu dürfen, um im Park die Elegien zu lesen. Dies wird mir gestattet, und so wohne ich in der Nacht im Hause des Gärtners, dessen Witwe mir aus der Vergangenheit des Schlosses erzählt.

Den Pfingsttag beginne ich mit dem Besuch der Messe. Der Fürst taucht in seiner Privatloge auf. Später überreicht mir sein Freund im Schloßhof ein Faksimile-Exemplar der Elegien, so wie der Dichter sie in einem schmalen Wirtschaftsbuch aufgezeichnet hat.

Der ehemalige Schloßgraben außerhalb des Bergfrieds ist heute Garten. Den Rücken gegen eine hohe Mauer, hinter der der Schloßfelsen ins Meer abstürzt, beginne ich meine Lektüre. Bald wechsle ich in den hängenden Garten. Er liegt in die Felswand hineingearbeitet unterhalb des Schlosses und hat — in Südlage — Wege, die im Zickzack zur Aussichtsterrasse und endlich zur Felsenbucht führen, wo eine steinerne Hütte steht mit dem Schildchen „Landen verboten!“

Hier gluckert das Wasser über Felsenriffen. Rechts ragt ein Vorgebirge wohl 50 Meter empor. Auf ihm thronen noch einige Bögen und Zinnen der Ur-Burg, links steigt die Steilwand zum Schloß. Geradeaus gelangt man zu einer kleinen Halbinsel, die sich sieben Meter hoch erhebt. All dies liegt da, von pfingstlicher Morgensonne überflutet, und die Lektüre will mir nicht schmecken. Ich tauche in das grün-blaue Wasser. Es ist nicht kühl wie erwartet, nur wenn man über die kleine rote Boje hinausschwimmt, wird es kalt.

Der Fels vor der Hütte ist ausbetoniert, so daß man sich ausstrecken kann. Ich nehme, vom Salzwasser noch triefend, mein Sonnenbad und mache einen zweiten Anlauf. Die zweite Elegie:

„Jeder Engel ist schrecklich ...“

Ach, es ist eine unzureichbare Probe für die dunklen Elegien, am heiteren Meer — und wenn auch in Duino —

gelesen zu werden. Rilke hat sie hier, wie gesagt, „empfangen“, aber doch unter anderen Umständen und zu anderen Tageszeiten. Er nahm damals an spiritistischen Sitzungen teil und man weiß, daß die Botschaft einer Unbekannten es vermochte, ihn nach Spanien zu locken.

Im rechten steilen Winkel nach oben verläuft eine Felspartie. Dort tauchen Silhouetten von Kletterern auf, die laut sprechen und lachen. Sie lassen Steine in die Bucht plumpsen, um die Fallhöhe zu messen.

Mein Blick geht hinauf aufs Meer, das sich zweimal zeigt, links und rechts der kleinen Halbinsel. Fischer sind draußen. Einem gefällt es, sich beim Ziehen der Netze mit Gesang zu unterhalten. Es ist von einer vokalreichen Monotonie und Melancholie, und der Text kommt in Fetzen in mein Ohr:

*Cara mamma, preparami ...
il nostro babin ...
al quarto mes ...
la luna cresce ...
lo battezzamo, daremo nome ...
o mamma, diamo da mangiar bene ...*

So singt der Fischer am Pfingstmorgen von seinen Sorgen und Hoffnungen, und da ihm das Anliegen ist, hört er so bald nicht auf.

So tauche ich wieder ins Wasser, lasse mich trocknen, krieche über die Felspitzen auf die Halbinsel, ritze die Haut.

Langsam wird es Mittag. Der Fischer verstummt. Er rudert draußen vorbei. Eine Frau sitzt unbeweglich im Boot. Und ich lese die Elegien zu Ende.

Ich habe sie in der Handschrift des Dichters, die so klar ist wie dunkel der Gehalt. Ist er wirklich so dunkel? Sonderbar, die Elegien wandeln sich vor meinem geistigen Auge. Die Sicht auf sie wird anders.

*

Ich habe mich in den Schatten der Hütte gerollt. Die Sonne ist über dem Scheitelpunkt. Es ist still. Jenseits der Ur-Burg liegt die kleine Bucht mit dem Fischerhafen von Duino. Dort ist ein Luxusrestaurant. Man ißt jetzt zu Mittag. Gut. Ich aber ruhe im Schatten der Hütte. Ich dürfte landen, dem Verbotsschild zum Trotz.

Wenn ich an mein Elegien-Buch zu Hause denke, so will mir scheinen, als gewänne das Gedicht durch die neutralen Buchstaben des Drucks, als wäre das alles viel gesicherter, mehr bewahrt als in der intimen Handschrift des Dichters.

So, wie ich es in Händen habe, ist es wirklich und wahrhaftig „aus dem Besitz der Fürstin“. Mein Buch zu Haus, aus dem Insel-Verlag, in Pappumschlag (der verewigte Peter Suhrkamp empfand Pappe edler als Leinen) gehört wirklich mir. Wenn ich es in der Hand halte, so ist etwas zwischen dem Dichter und mir, so wie die Rampe zwischen Zuschauerraum und Bühne. Das entspricht mir mehr. Ich mache mir nichts aus dem Zimmertheater, wo mein Ellbogen das Kleid der Schauspielerin streift.

Selbst das Widrige half

Als ich in den hängenden Park zurückkehre und die Pfade zwischen den Korkelchen hinaufsteige, wird es mir bewußt, daß ich unter absurden Leseverhältnissen vieles begriffen habe, was ich vorher nicht verstand. Alles Widrige hat dabei geholfen: die Schnecken in ihren Häusern auf dem Glitschfels, die Boje mit dem giftig grünen Moosbauch, das Plumpsen der Steine, ja selbst der Fischer-Canzoniere mit seinem Gesang von der schwangeren Frau nel quarto mes' ...

Die Pfade werden zu Kieselwegen, Blumen sprießen an den Rainen, Sträucher duften, und nun warte ich auf den Fürsten, der mir sagt, er denke daran, eine Rilke-Gedächtnisstätte einzurichten.

Ob ich daran teilhaben will?

Ich bejahe. Und berichte als erstes ein Erlebnis in Paris, im Hotel Europe, in dem Rilke gewohnt hat. Ein Freund, bekannter Reisecicerone, wohnte nach Rilkes Tode in seinem Doppel-Appartement beim Panthéon. Ich besuchte ihn und wir plauderten. Es pochte, und eine junge Deutsche trat ein. Schüchtern fragte sie, ob sie die Räume betrachten und herumgehen dürfe. Mein Freund, Zyniker der er ist, gestattete höflich amüsiert, und die junge Dame ging tastend herum. Dann bedankte sie sich und ging fort.

Ich fragte den Freund, was denn in seiner Wohnung von Rilke sei.

„Nichts.“

„Aber ...“

„Aber wenn eine so glühende Verehrerin des Meisters das nicht merkt ... was soll dann ich tun?“

Er lachte schneidend.